

LESEPROBE

Maya Banks: Die Hure und der Krieger

Copyright © 2011 by Maya Banks

Originaltitel: Seduction of a Highland Lass

Übersetzer: Nina Hawranke

Band 25826

1. KAPITEL

Alaric McCabe ließ seinen Blick über die Weiten des McCabe-Landes schweifen, während er versuchte, seine widersprüchlichen Gefühle zu ordnen. Er atmete die kühle Luft ein und sah gen Himmel. Heute würde es noch nicht schneien, aber bald. Der Herbst war in die Highlands gekommen, und mit ihm hatten Kälte und kürzere Tage Einzug gehalten.

Viele Jahre hatte sein Bruder Ewan sich bemüht, sie alle durchzubringen und den Clan aufs Neue erstarren zu lassen. Und er hatte große Fortschritte dabei erzielt, den McCabes zu ihrem alten Ruhm zu verhelfen. In diesem Winter würde niemand hungern, und alle Kinder würden warme Kleidung tragen.

Nun war es an ihm, Alaric, etwas für den Clan zu tun. Gleich würde er zur Feste der McDonalds aufbrechen und offiziell um Rionna McDonalds Hand anhalten.

Es war nichts als eine Formalität, denn die Übereinkunft war bereits vor Wochen getroffen worden. Laird McDonald kam in die Jahre und wollte, dass sein zukünftiger Schwiegersohn bereits jetzt Zeit in dem Clan verbrachte, dem er angehören würde, sobald er McDonalds Tochter und Erbin geehelicht hatte.

Im Burghof herrschte reger Betrieb. Eine Schar McCabe-Krieger machte sich bereit, gemeinsam mit Alaric aufzubrechen.

Ewan, sein älterer Bruder und Laird des McCabe-Clans, hatte ihm seine treuesten Mannen an die Seite stellen wollen, aber Alaric hatte abgelehnt. Denn Mairin, Ewans hochschwängere Gemahlin, schwebte noch immer in Gefahr.

Solange Duncan Cameron am Leben war, stellte er eine Bedrohung für die McCabes dar. Er gierte nach dem, was Ewan gehörte – nach dessen Frau ebenso wie nach der Macht, die Neamh Álainn ihm versprach. Letzteres hatte Mairin als Tochter des einstigen schottischen Königs mit in die Ehe gebracht. Neamh Álainn

würde an ihr Kind übergehen.

Derzeit herrschte ein höchst unsicherer Frieden in den Highlands, denn Duncan Cameron bedrohte nicht nur alle benachbarten Clans, sondern auch König Davids Thron. Daher hatte sich Alaric mit dieser Heirat einverstanden erklärt, die das Bündnis zwischen den McCabes und dem Clan festigen würde, dessen Land zwischen dem ihren und Neamh Álainn lag.

Somit machte er eine gute Partie. Rionna McDonald war schön, wenn auch recht eigen. Sie kleidete und gab sich wie ein Mann und nicht so, wie es für eine Frau angemessen gewesen wäre. Zudem würde er bekommen, was er bei den McCabes, wo er in der Rangfolge unter Ewan stand, niemals haben könnte. Er würde Anführer eines eigenen Clans sein, Land besitzen und seine Machtposition an seinen Sohn vererben können.

Weshalb also stieg er nicht freudiger aufs Pferd, um seiner Bestimmung entgegenzureiten?

Als Alaric links von sich einen Laut hörte, wandte er sich um. Mairin McCabe kam auf ihn zugeeilt – oder versuchte zumindest zu eilen. Cormac, der heute über sie wachte, lief hinter ihr her und wirkte verzweifelt. Mairin hatte sich fest in ihr Schultertuch gewickelt, und ihre Lippen zitterten vor Kälte.

Alaric streckte ihr eine Hand entgegen. Mairin ergriff sie und stützte sich, wobei sie nach Atem rang.

„Ihr solltet nicht hier oben sein“, sagte er vorwurfsvoll. „Ihr holt Euch noch den Tod.“

„Ganz recht, sollte sie nicht“, pflichtete Cormac ihm bei. „Wenn der Laird das erfährt, wird er ganz schön ungemütlich werden.“

Mairin verdrehte die Augen, ehe sie besorgt zu Alaric aufblickte. „Habt Ihr alles, was Ihr für die Reise braucht?“

Er lächelte. „Aye, das habe ich. Gertie hat mir so viel Proviant eingepackt, dass es für einen doppelt so langen Ritt reichen würde.“

Sie ergriff seine rechte Hand, drückte und streichelte sie abwechselnd und blickte beklommen vor sich hin. Mit ihrer anderen Hand rieb sie sich über den Bauch. Alaric zog sie näher an sich, um sie zu wärmen.

„Wollt Ihr nicht lieber noch einen Tag warten?“, fragte sie. „Es ist schon fast Mittag. Vielleicht wäre es besser, wenn Ihr erst morgen früh aufbrecht.“

Alaric unterdrückte ein Grinsen. Sie war nicht glücklich darüber, dass er fortging,

denn sie hatte ihren Clan gern um sich – innerhalb der Grenzen des McCabe-Landes. Und nun, da sein Aufbruch unmittelbar bevorstand, tat sie ihre Sorge und ihren Unmut umso lauter kund.

„So lange werde ich doch gar nicht fort sein, Mairin“, sagte er sanft. „Höchstens ein paar Wochen. Dann kehre ich zurück, zumindest bis die Hochzeit stattfindet und ich für immer zu den McDonalds gehe.“

Bei der Erinnerung daran, dass er die McCabes verlassen und ein McDonald werden würde, verzog sie traurig die Mundwinkel nach unten.

„Macht kein solches Gesicht, Mairin, das ist nicht gut für das Kind. Ebenso wenig wie der Umstand, dass Ihr hier draußen in der Kälte steht.“

Seufzend schlang sie ihm die Arme um den Leib. Er trat einen Schritt zurück und tauschte über ihren Kopf hinweg einen amüsierten Blick mit Cormac. Seit Mairin ein Kind trug, war sie in ihren Empfindungen noch offener und emotionaler als zuvor. Jedoch hatte sich der Clan inzwischen an ihre jähen Gefühlsausbrüche gewöhnt.

„Ich werde Euch vermissen, Alaric. Und ich weiß, dass auch Ewan Euch vermissen wird. Das sagt er zwar nicht, aber er ist stiller als sonst.“

„Ich werde Euch ebenfalls vermissen“, erwiderte er ernst. „Und seid versichert, dass ich hier sein werde, wenn Ihr den nächsten McCabe zur Welt bringt.“

Ihre Miene hellte sich auf. Sie trat zurück und legte ihm eine Hand an die Wange.

„Seid gut zu Rionna, Alaric. Ich weiß, dass Ewan und Ihr glaubt, sie brauche eine strenge Hand, doch ich denke, was sie vor allem benötigt, sind Liebe und Nachsicht.“

Er trat von einem Bein aufs andere, entgeistert darüber, dass sie mit ihm über Liebesdinge sprechen wollte. *Grundgütiger!*

Sie lachte. „Schon gut, ich sehe, wie unbehaglich Ihr Euch fühlt. Aber denkt an meine Worte.“

„Mylady“, ließ Cormac sich vernehmen. „Der Laird hat Euch erspäht, und er wirkt nicht eben glücklich.“

Alaric wandte sich um und sah Ewan im Burghof stehen. Er schaute finster drein und hatte die Arme vor der Brust verschränkt.

„Kommt, Mairin.“ Er hakte sie unter. „Ich bringe Euch besser zu meinem Bruder zurück, ehe er Euch holen kommt.“

Sie murmelte etwas Unverständliches, ließ sich aber von ihm die Anhöhe hinabführen.

Als sie in den Hof kamen, bedachte Ewan seine Gemahlin mit einem durchdringenden Blick, doch es war Alaric, an den er sich wandte. „Hast du alles, was du benötigst?“

Er nickte.

Caelen, sein jüngerer Bruder, trat neben Ewan. „Bist du sicher, dass ich dich nicht begleiten soll?“

„Du wirst hier gebraucht. Bald wird es schneien. Es würde Duncans Wesen entsprechen, genau dann anzugreifen, wenn er denkt, dass wir nicht damit rechnen.“

Alaric spürte Mairin an seiner Seite erschauern und drehte sich zu ihr um. „Umarmt mich, Schwester, und begeben Euch wieder in den Wohnturm, bevor Ihr Euch in dieser Kälte wirklich den Tod holt. Meine Männer sind so weit, und ich möchte den Abschied ohne Eure Tränen hinter mich bringen.“

Wie erwartet, funkelte sie ihn böse an, schloss ihn aber bereitwillig in die Arme und drückte ihn fest.

„Gott sei mit Euch“, flüsterte sie.

Sanft strich er ihr übers Haar und schob sie anschließend auf den Wohnturm zu. Ewan bestärkte die Anweisung seines Bruders mit einem grimmigen Blick.

Mairin streckte ihm die Zunge heraus und wandte sich, begleitet von Cormac, der Treppe zu.

„Wenn du mich brauchst, schick mir eine Nachricht“, sagte Ewan. „Dann werde ich umgehend aufbrechen.“

Alaric hielt Ewan an einem Arm fest, und sie sahen sich lange an, ehe er losließ. Als er zu seinem Pferd schritt, klopfte Caelen ihm aufmunternd auf den Rücken.

„Du kannst dich glücklich schätzen“, meinte er.

Alaric schwang sich auf sein Pferd, blickte auf seinen Bruder hinab und verspürte erstmals so etwas wie Zufriedenheit. „Aye, wohl wahr.“

Tief atmete er durch und nahm die Zügel auf. Sein Land. Sein Clan. Er würde Laird sein. Aye, er konnte sich glücklich schätzen.

Gemeinsam mit einem Dutzend McCabe-Krieger brach Alaric auf. Sie schlugen ein langsames, gleichmäßiges Tempo an, das sie den ganzen Tag hielten. Da sie spät losgeritten waren, würden sie das Land der McDonalds ohnehin erst morgen Mittag erreichen, obwohl die Strecke gemeinhin an einem Tag zu bewältigen war.

Daher trieb Alaric die anderen nicht an, sondern ließ sie kurz nach Einbruch der

Dämmerung halten. Sie zündeten nur ein einziges Lagerfeuer an und achteten darauf, dass die Flammen nicht zu hoch aufloderten. Ein großes Feuer hätte man aus weiter Ferne erspähen können.

Nachdem sie gegessen hatten, teilte er seine Krieger in zwei Gruppen ein und betraute die eine mit der ersten Wache. Die sechs Männer bezogen Posten rund ums Lager, damit die übrigen sechs für ein paar Stunden sicher ruhen konnten.

Obwohl er selbst erst für die zweite Wache eingeteilt war, konnte er nicht schlafen. Er lag auf dem harten Boden und starrte in den mit Sternen übersäten Himmel. Die Nacht war klar und kalt. Der Wind kam von Norden und hatte aufgefrischt, was von einem anstehenden Wetterwechsel kündete.

Verheiratet. Mit Rionna McDonald. Sosehr er es auch versuchte, gelang es ihm nicht, ihr Bild heraufzubeschwören. Lediglich ihr leuchtend goldenes Haar sah er vor sich. Sie war still, was vermutlich von Vorteil war bei einer Frau. Wobei man Mairin kaum still oder gehorsam nennen konnte, und dennoch hatte sie ihn für sich eingenommen. Und er wusste, dass auch Ewan nicht das Geringste an ihr ändern würde, wenn er es gekonnt hätte.

Allerdings war Mairin in anderer Hinsicht genau das, was eine Frau sein sollte: sanftmütig und liebreizend. Wohingegen Rionna sich sowohl männlich kleidete als auch verhielt. Sie war beileibe nicht unansehnlich, und das machte es umso unverständlicher, dass sie Dinge tat, die für eine Dame so gar nicht angemessen waren.

Alaric beschloss, sich dessen umgehend anzunehmen.

Nur ein Lufthauch warnte ihn, ehe er sich auch schon herumwarf. Eine Schwertspitze bohrte sich ihm in die Seite und schnitt durch Kleidung und Fleisch.

Schmerz durchzuckte ihn, doch Alaric verdrängte ihn, griff zu seiner eigenen Waffe und sprang auf. Auch seine Männer waren jäh auf den Beinen, und Kampfeslärm erfüllte die Nacht.

Alaric rang gegen zwei Krieger gleichzeitig, und das Klirren der sich kreuzenden Klingen hallte ihm in den Ohren wider. Die Hände bebten ihm von der Wucht, mit der er parierte und vorstieß.

Er wurde an den Rand des Lagers zurückgedrängt, wo er seine Männer als Wachen postiert hatte, und wäre beinahe über einen von ihnen gestolpert. Ein Pfeil ragte aus der Brust des Niedergestreckten und zeugte davon, wie klammheimlich sich die Angreifer angeschlichen hatten, ehe sie über sie hergefallen waren.

Die McCabes waren weit in der Unterzahl, und obgleich Alaric seine Kämpfer siegesgewiss gegen jeden Gegner ins Feld geführt hätte, konnte er nun nur den Rückzug befehlen, auf dass sie nicht alle abgeschlachtet würden. Es war schlicht unmöglich, gegen die zahlenmäßig überlegenen Feinde anzukommen: Auf je einen seiner Krieger trafen sechs Gegner.

Er rief seinen Männern zu, sich auf die Pferde zu schwingen. Danach entledigte er sich des Kontrahenten vor ihm und kämpfte sich zu seinem eigenen Pferd durch. Blut strömte ihm aus der Seite, der metallische Geruch mischte sich in die kalte Luft und stieg ihm in die Nase. Seine Augen ließen ihn bereits im Stich, und er wusste, wenn er es nicht bis in den Sattel schaffte, würde er erledigt sein.

Alaric pfiiff, und sein Pferd stürmte vor, während ihn ein weiterer Krieger angriff. Der Blutverlust schwächte ihn, und daher ging er nicht mit der Disziplin zu Werke, die Ewan ihm eingebläut hatte. Er ging Risiken ein. Er war leichtsinnig. Er kämpfte verzweifelt um sein Leben.

Brüllend stieß sein Gegner vor. Alaric schwang das Schwert mit beiden Händen und trennte dem Angreifer sauber den Kopf vom Rumpf.

Nicht einen Augenblick verschwendete er darauf, seinen Sieg auszukosten, denn schon stürzte der nächste Feind auf ihn zu. Mit letzter Kraft zog Alaric sich in den Sattel und gab brüllend den Befehl zur Flucht.

Sein Pferd preschte los. Er machte die Umrisse von am Boden liegenden Gestalten aus, und beklommen erkannte er, dass es nicht etwa die gegnerischen Mannen waren. Er hatte bei diesem Angriff die meisten, wenn nicht gar alle seiner Krieger verloren.

„Heimwärts!“, rief er heiser.

Seine Seite umklammernd, rang er tapfer darum, nicht die Besinnung zu verlieren, doch mit jedem Satz, den sein Pferd machte, spürte er seine Sehkraft weiter schwinden.

Sein letzter klarer Gedanke war, dass er es bis nach Hause schaffen musste, um Ewan zu warnen. Er hoffte inständig, dass die heimatliche Feste nicht bereits angegriffen worden war.

2. Kapitel

Keeley McDonald war noch vor dem Morgengrauen auf den Beinen, um das Feuer zu schüren und sich für den Tag zu rüsten. Bereits auf halbem Wege zu dem Holzstapel hinter ihrer Kate ging ihr auf, wie lächerlich es anmutete, sich vorzumachen, dass sie einem Tag voller Pflichten und Aufgaben entgegensiehe.

Als sie um die Ecke der Hütte bog, blieb sie stehen und ließ den Blick über das Tal schweifen, das sich bis zu dem Hügelkamm zog, auf dem sich die Feste der McDonalds erhob. Von der Burg und den umstehenden Behausungen stieg Rauch auf und kräuselte sich träge gen Himmel.

Wie passend, dass sie ausgerechnet den einen Ort ständig im Blick hatte, an dem sie nicht erwünscht war: ihr Zuhause. Nur dass es nicht mehr ihr Zuhause war, denn die McDonalds hatten ihr den Rücken gekehrt und erkannten sie nicht länger als ein Clanmitglied an. Keeley war eine Ausgestoßene.

War dies etwa ihre Strafe? In eine Kate verbannt zu sein, in der sie bei jedem Blick aus dem kleinen Fenster an ihre Herkunft erinnert wurde – ihren Geburtsort stets vor Augen zu haben, ohne heimkehren zu dürfen?

Vermutlich sollte sie dankbar sein, überhaupt ein Obdach zu haben. Es hätte schlimmer kommen können. Man hätte sie auch vertreiben können, ohne ihr eine Unterkunft zuzuweisen, sodass sie sich ihr Brot als Hure auf dem Rücken liegend hätte verdienen müssen.

Verächtlich verzog sie die Lippen.

Sich mit dieser Angelegenheit zu befassen stellte ihr ansonsten heiteres Wesen auf eine harte Probe. Es machte sie verbittert und wütend, denn es gab nichts, was sie hätte tun können. Sie konnte die Vergangenheit nicht ändern, doch sie bedauerte sehr, dass sie diesen Bastard McDonald für sein Tun nicht hatte zur Rechenschaft ziehen können. Ihn ebenso wenig wie seine Frau, die die Wahrheit gekannt hatte. Das hatte der Burgherrin deutlich in den Augen gestanden. Und dennoch werde ich für die Sünden bestraft, die eigentlich Laird McDonald anzulasten sind, dachte Keeley zornig.

Catriona McDonald war vor vier Jahren verschieden. *Und dennoch hat Rionna nicht nach mir geschickt.* Ihre älteste und engste Freundin aus Kindertagen war nicht gekommen und hatte sie nicht nach Hause geholt. Dabei wusste Rionna doch, was wirklich geschehen war.

Keeley seufzte. Es war töricht, hier herumzustehen und sich mit vergangener Pein und zerschmetterten Hoffnungen zu quälen. Es war töricht, je darauf gewartet zu haben, dass der Clan sie nach dem Tod von Rionnas Mutter wieder willkommen heißen würde.

Beim Schnauben eines Pferdes fuhr sie herum, wobei sie ihr Feuerholz losließ, das zu Boden fiel. Hufschläge näherten sich. Schließlich blieb das Tier neben ihr stehen. Sein Hals glänzte vor Schweiß, und in seinen Augen lag etwas Gehetztes. Etwas musste ihm einen Schrecken eingejagt haben.

Doch was ihren Blick auf sich zog, war der Krieger, der zusammengesunken im Sattel des Tieres saß und von dessen Leib stetig Blut tropfte.

Noch ehe sie handeln konnte, kippte der Mann vom Pferd und landete mit einem dumpfen Laut auf der Erde. Keeley zuckte zusammen. *Allmächtiger, das musste wehgetan haben!*

Das Pferd tänzelte seitwärts davon. Sie kniete sich hin und zog an der Tunika des Liegenden, um zu erkunden, woher das Blut kam. Seitlich befand sich ein langer Riss im Stoff. Keeley schob die Fetzen beiseite und keuchte auf.

Von der Hüfte des Mannes bis fast zu seiner Achsel hinauf verlief ein Schnitt. Das Fleisch klaffte auseinander, und die Wunde schien tief.

Hier musste nicht nur genäht, sondern auch inbrünstig darum gebetet werden, dass der Verletzte sich kein Fieber zuzog.

Besorgt fuhr Keeley ihm über den straffen Bauch. Der Mann war stark, schlank und muskulös. Er trug bereits Narben, eine auf dem Bauch und eine an der Schulter. Beide Blessuren schienen eine Weile zurückzuliegen und nicht so schlimm gewesen zu sein wie die gegenwärtige Verletzung.

Wie sollte sie ihn nur in ihre Kate schaffen? Sie schaute flüchtig zur Tür hinüber. Der Mann war zu groß und kräftig, als dass eine junge Frau wie sie ihn hätte bewegen können. Aus dieser Klemme konnte ihr nur ihr Verstand helfen.

Sie stand auf und eilte in die Kate, wo sie das Laken vom Bett riss und zusammenknüllte. Wieder draußen angelangt schüttelte sie den Stoff aus und ließ ihn im Wind flattern.

Es kostete sie einen Moment, das Laken auf dem Boden auszubreiten, und sie musste die Enden mit Steinen beschweren, damit der Wind es nicht bauschte. Danach trat sie auf die andere Seite des Kriegers und versuchte, ihn auf das Laken zu wälzen.

Es war, als versuchte sie, einen Felsbrocken zu bewegen.

Sie biss die Zähne zusammen und legte sich stärker ins Zeug. Sein Leib schaukelte ein winziges Stück vor und gleich wieder zurück.

„Wacht gefälligst auf und helft mir!“, rief sie verzweifelt. „Ich kann Euch schlecht hier draußen in der Kälte liegen lassen. Vermutlich schneit es heute. Ihr blutet noch immer. Liegt Euch denn gar nichts an Eurem Leben?“

Sie knuffte ihn, und als das keine Wirkung zeigte, verpasste sie ihm eine Ohrfeige.

Er regte sich und legte die Stirn in Falten, ohne die Augen zu öffnen. Das kehlige Knurren, das er ausstieß, hätte sie beinahe in die Sicherheit ihrer Hütte getrieben.

Keeley riss sich zusammen und beugte sich über ihn, damit er sie hören konnte. „Ihr mögt stur sein, aye, aber Ihr werdet schon noch merken, dass ich weitaus sturer bin. Diesen Kampf gewinnt Ihr nicht, Krieger. Besser, Ihr ergebt Euch gleich und helft mir bei meinem Unterfangen.“

„Lass mich“, brummte er, die Lider nach wie vor geschlossen. „Ich helfe dir gewiss nicht dabei, mich zur Hölle fahren zu lassen.“

„Zur Hölle fahrt Ihr, wenn Ihr Euch weiterhin widersetzt. Nun bewegt Euch endlich!“

Überrascht stellte sie fest, dass er zwar murrte, sich aber mühte, ihr zu helfen. Endlich lag er auf dem Laken.

„Hab ja gewusst, dass die Hölle voller Weibsvolk ist“, murmelte er. „Und es wundert mich kein bisschen, dass sie hier ebenso viele Scherereien machen wie auf Erden.“

„Allmählich bin ich versucht, Euch in der Kälte Eurem Schicksal zu überlassen“, fauchte sie. „Ihr seid ein undankbarer Grobian, und Eure Ansichten über Frauen sind ebenso erbärmlich wie Eure Manieren. Dass Ihr Frauen so abstoßend findet, wundert mich wiederum nicht. Wahrscheinlich seid Ihr keiner je nahe genug gekommen, um Eure Meinung ändern zu können.“

Zu ihrer Verblüffung lachte er, ehe er prompt vor Schmerz aufstöhnte. Ein Teil ihres Ärgers verpuffte, als sie sah, dass sein Gesicht aschfahl wurde und ihm Schweiß auf die Stirn trat. Er litt Todesqualen, und da kam sie und stritt sich mit ihm.

Unmutig schüttelte sie den Kopf, griff nach den Enden des Lakens und legte sie sich über die Schultern.

„Herr, gib mir Kraft“, betete sie. „Ohne deine Hilfe werde ich diesen Mann nie in meine Kate bringen können.“

Dann biss sie die Zähne zusammen und zog mit aller Macht – nur um nach hinten gerissen zu werden und fast zu Boden zu gehen. Der Recke hatte sich keinen Haarbrett bewegt.

„Nun, ich habe Gott schließlich nicht um übermenschliche Kraft gebeten“, murmelte sie. „Und vielleicht erfüllt er ja nur Wünsche, die im Bereich des Möglichen liegen.“

Sie starrte auf das Problem zu ihren Füßen und von diesem zu dem Pferd, das ein wenig entfernt an den welken Grashalmen zupfte.

Forschen Schrittes ging sie hinüber und ergriff die Zügel. Zunächst weigerte sich das Tier, sich zu rühren, aber Keeley blieb hartnäckig. Sie lockte, zog und flehte das riesige Ross an, zu tun, was sie von ihm wollte.

„Verstehst du das etwa von Treue?“, hielt sie ihm vor. „Dein Herr liegt schwer verletzt am Boden, und du denkst nur daran, deinen Magen zu füllen?“

Das Pferd schien wenig beeindruckt von ihrer Ansprache, ließ sich aber endlich dazu herab, ihr zu folgen. Es beschnupperte den Hals des Liegenden, doch Keeley zog es fort.

Wenn sie die Enden des Lakens am Sattel befestigte, würde das Pferd den Mann in die Kate ziehen können. Nicht dass sie dieses schmutzige, recht streng riechende Tier in ihrem Heim wollte, aber im Moment fiel ihr nichts anderes ein.

Nachdem das Laken am Sattel festgeknotet war und sie sich davon überzeugt hatte, dass der Mann nicht hinunterrollen würde, führte sie das Pferd auf die Kate zu.

Es klappte, wie sie begeistert feststellte – das Pferd schleifte den Krieger hinter sich her. Es würde eine geschlagene Woche dauern, die Erde aus dem Laken zu waschen, aber die Hauptsache war, dass sie den Mann endlich in Sicherheit bringen konnte.

In der Kate angekommen, füllten Tier und Krieger beinahe den gesamten Raum aus, sodass sie sich kaum rühren konnte.

Hastig band Keeley das Laken los, um das Pferd wieder hinauszuführen. Aber das widerspenstige Wesen hatte offenbar beschlossen, dass das warme Innere der Kate der Kälte draußen vorzuziehen sei. Es kostete Keeley eine ganze Weile, es vom Gegenteil zu überzeugen.

Als es endlich wieder dort war, wo es hingehörte, schlug sie die Tür zu, lehnte sich schwer dagegen und hielt sich vor Augen, dass gute Taten selten vergolten wurden.

Die Anstrengung hatte sie ausgelaugt, doch ihr Krieger musste versorgt werden,

wenn er am Leben bleiben sollte.

Ihr Krieger? Sie schnaubte. *Eher ihr Klotz am Bein.* Für närrische, versponnene Gedanken bestand wahrlich kein Anlass. Wenn er starb, würde man vermutlich sie zur Rechenschaft ziehen.

Sie musterte ihn eingehender. Offenbar war er kein McDonald. War er ein Feind der McDonalds? Nicht, dass sie dem Clan zu Treue verpflichtet wäre, aber auch sie gehörte einst zu ihnen, und somit war ein Feind der Sippe auch der ihre. Stand sie etwa im Begriff, einen Mann zu retten, der ihr gefährlich werden konnte?

„Nicht schon wieder, Keeley“, murmelte sie. Nicht selten gingen ihre Hirngespinnste mit ihr durch und nahmen die abwegigsten Formen an. Die Gedanken, die ihr Kopf hervorbrachte, ließen die Einbildungskraft jedes Barden blass aussehen.

Die Farben, die der Krieger trug, waren ihr nicht bekannt. Allerdings war sie in ihrem Leben nie über die Grenzen des McDonald-Landes hinausgekommen.

Den Mann zu ihrem Bett zu schaffen, erschien ihr aussichtslos. Also tat sie das Nächstbeste – sie schaffte das Bettzeug zu ihm.

Sie umgab ihn mit Decken und Kissen, sodass er es bequem hatte, und legte Holz auf das erlöschende Feuer. In der Kate war es bereits kühl geworden.

Anschließend holte sie, was sie für die Behandlung brauchte. Sie dankte dem Herrn dafür, dass sie wenige Tage zuvor im nahe gelegenen Dorf ihre mageren Vorräte aufgestockt hatte. Das meiste von dem, was sie benötigte, sammelte sie selbst. Ein zweites Stoßgebet des Dankes galt ihren heilerischen Fähigkeiten, durch die sie in den vergangenen Jahren ihr Auskommen gehabt hatte.

Zwar hatten die McDonalds sie ohne mit der Wimper zu zucken verstoßen, andererseits jedoch keine Hemmungen, sie aufzusuchen, wann immer sie ihrer Heilkunst bedurften. Es war nicht ungewöhnlich, dass Keeley einen McDonald-Krieger versorgte, der bei den Waffenübungen verunglückt war, oder die Kopfwunde eines Kindes behandelte, das die Treppe hinuntergefallen war.

In der McDonald-Feste lebte zwar eine Heilerin, doch die kam in die Jahre. Ihre Finger waren nicht mehr ruhig genug zum Nähen tiefer Wunden, und es hieß, sie richte mehr Schaden als Gutes an, wenn sie die Nadel ansetze.

Wäre sie kleinlich gewesen, hätte Keeley die Menschen abgewiesen, weil diese sie fortgeschickt hatten. Aber das Geld, das ihre Dienste ihr dann und wann einbrachten, sorgte dafür, dass sie etwas zu essen auf dem Tisch hatte, wenn die Jagdbeute einmal mager ausfiel. Auch konnte sie davon Dinge erwerben, die sie

nicht erjagen oder sammeln konnte.

Sie mischte Kräuter, zerstieß sie und fügte gerade genug Wasser hinzu, dass eine Paste entstand. Als sie zufrieden mit der Beschaffenheit war, stellte sie die Schale beiseite und bereitete Verbände vor. Für derlei Notfälle hatte sie eigens ein altes Laken in Streifen geschnitten.

Als alles vorbereitet war, kehrte sie zu ihrem Krieger zurück und kniete sich neben ihn. Seit das Pferd ihn in die Hütte gezogen hatte, war er zum Glück nicht wieder zu sich gekommen. Das Letzte, was sie brauchte, war ein Mann, der zweimal so schwer wie sie war und sich zur Wehr setzte.

Keeley tauchte ein Tuch in eine Wasserschüssel und reinigte die Wunde behutsam. Während sie das verkrustete Blut abwusch, begann frisches zu fließen. Sie ging gründlich vor, denn wenn sie den Schnitt verschloss, sollte dieser vollkommen sauber sein.

Die Ränder der Verletzung waren uneben. Eine ausgeprägte Narbe würde zurückbleiben, aber sterben würde der Mann nicht. Sofern er nicht zu fiebern begann.

Schließlich drückte sie das Fleisch zusammen und griff nach der Nadel. Als sie den ersten Stich setzte, hielt sie den Atem an, doch der Krieger wachte nicht auf. Sie arbeitete zügig, wobei sie darauf achtete, dass die Naht straff war und sie nur wenig Abstand zwischen den Einstichen ließ.

Bei seiner Hüfte angekommen, tat ihr der Rücken weh, und vor Anstrengung trännten ihr die Augen. Der Schnitt war etwa fünf Zoll lang, schätzte sie. Jedenfalls würde jede Bewegung dem Mann in den folgenden Tagen Schmerzen bereiten.

Nach dem letzten Stich richtete sie sich auf und seufzte erleichtert. Das Schwierigste war bewältigt.

Als sie dem Krieger eine Kompresse auf die Wunde gelegt hatte, war sie völlig erschöpft. Sie strich sich das Haar aus dem Gesicht und trat nach draußen, um sich zu waschen und die steifen Glieder zu strecken. Unweit der Hütte plätscherte ein Bach. Keeley kniete sich am Ufer nieder und schöpfte Wasser mit den Händen.

Anschließend füllte sie eine Schüssel und schritt zurück zur Kate. Sie nahm die Kompresse ab, säuberte ein weiteres Mal die Wunde, ehe sie die vorbereitete Paste auf die Naht strich. Dann faltete sie mehrere Stoffstreifen zusammen, drückte sie dem Mann auf die Seite und begann, ihm einige längere Bahnen um den Leib zu wickeln, um den Umschlag zu befestigen. Was sich als schwierig erwies.

Wenn sie ihn doch nur aufrichten könnte; das würde ihr die Aufgabe erleichtern. Keeley entschied, dass im Hinblick auf die Verletzung nichts dagegen sprach, ihn hochzustemmen. Also umfasste sie seinen Kopf, brachte sich hinter dem Mann in Stellung und hob ihn mit aller Kraft hoch.

Er sackte nach vorn, und weiteres Blut sickerte durch den Stoffstreifen. Rasch wand Keeley ihm die Bandagen um den Rumpf, achtete darauf, dass sie stramm saßen, und versicherte sich nochmals, dass sie nicht verrutschen würden.

Dann legte sie den Mann behutsam wieder ab und bettete sein Haupt auf einem der kleinen Kissen. Sie strich ihm das Haar aus der Stirn und berührte einen der beiden Zöpfe, die sein Gesicht umrahmten.

So schön war sein Antlitz, dass sie nicht widerstehen konnte und ihm mit dem Finger über Wangen und Kiefer fuhr. Ein wahrhaft ansehnlicher Mann mit ebenmäßigen Zügen. Ein stattlicher Krieger, gestählt in den Feuern vieler Zweikämpfe.

Von welcher Farbe seine Augen wohl sein mochten? Blau, mutmaßte sie. Im Zusammenspiel mit seinem dunklen Haar wären blaue Augen betörend, aber sie konnten ebenso gut braun sein.

Als wollte er ihre stumme Frage beantworten, schlug er in diesem Moment die Lider auf. Er starrte ins Leere. Keeley nahm überrascht und bezaubert wahr, dass seine von dunklen Wimpern umrahmten Augen moosgrün waren. Beides machte ihn umso schöner.

Schön. Sie brauchte eindeutig ein trefflicheres Wort. Er würde tödlich beleidigt sein, von einer Frau als „schön“ bezeichnet zu werden. Gut aussehend. Aye. Wenngleich „gut aussehend“ es nicht annähernd traf.

„Ein Engel“, krächzte er. „Ich muss im Himmel sein. Nichts sonst könnte diese Schönheit erklären.“

Keeley freute sich, bis ihr einfiel, dass er sie vorhin erst der Hölle zugeordnet hatte. Seufzend strich sie ihm über das unrasierte Kinn, spürte die rauen Stoppeln auf ihrer Handfläche und fragte sich kurz, wie es sich wohl anfühlte, ihm über andere Körperstellen zu fahren.

Sie errötete und schob den sündigen Gedanken rasch fort.

„Nay, Krieger, Ihr habt keineswegs den Himmel gefunden. Ihr seid noch immer im Diesseits, auch wenn Ihr Euch fühlt, als würdet Ihr im Höllenfeuer schmoren.“

„Unmöglich, einen Engel wie dich in den Tiefen des Höllenschlunds zu finden“,

flüsterte er mit schwerer Zunge.

Lächelnd strich sie ihm über die Wange. Er wandte den Kopf, schmiegte sich in ihre Hand und schloss die Augen. Zufriedenheit spiegelte sich in seiner Miene.

„Schlaf nun, Krieger“, raunte sie. „Bei Gott, Ihr habt einen langen Weg der Genesung vor Euch.“

„Geh nicht fort“, murmelte er.

„Nay, Krieger, ich gehe nicht fort.“